

von Artikeln, Kurzgeschichten, Impressionen

Erzählungen, Sachtexten und Gedichten

Alle Texte dieser Seite unterliegen dem Urheberrecht. Ohne Genehmigung des Autors dürfen sie nicht – auch nicht auszugsweise - abgedruckt oder anderweitig veröffentlicht werden.

© by Mike Scholz, 2013, www.mikes-media.com,

Tarnen & Täuschen

(Ausschnitt eines Artikels)

Die Mittagshitze staut sich unangenehm unter dem Neopren. Schweiß rinnt von der Stirn, findet seinen Weg in die Augenwinkel, beißt unangenehm, tropft von Nase und Kinn. Es wird Zeit, dass ich ins Wasser komme.

"Ich gehe schon mal vor", sage ich zu Jörg.

"Wir treffen uns draußen. Riff rechter Hand", erwidert er und schraubt sein Atemgerät zusammen.

Rasch schlüpfe ich in meine Flossen, ziehe die Maske über, klinke den Karabinerhaken der Sicherungsleine meiner Kamera in den D-Ring der Tarierweste und platsche nach einem großen Schritt von der Heckplattform ins Wasser. Kühlend kriecht das Wasser unter die Neoprenhaut der Hose, wirbelt um den Kopf und vertreibt schlagartig jene dumpf-dösige Benommenheit, welche immer mit der Überhitzung des Körpers einhergeht.

Das harte Licht der Sonne wirft den Schatten des Bootes nahezu senkrecht auf den Lagunengrund. Langsam ausatmend lasse ich mich sinken. Vom Monsun bewegt, bricht die Wasseroberfläche das Licht und lässt bizarre Lichtmuster auf dem grellweißen Sandboden umherflirren. Das Auge wird zu Tränen geblendet. In fünf Metern Tiefe ertasten meine Flossenspitzen die schräg abfallende Sandfläche. Ich verlasse den Schatten des Schiffes und folge mit ruhigen Bewegungen der Hangneigung die kurze Strecke hinüber zur Lücke im Riffwall.

Um diese Zeit ist das Wasser in der Lagune immer getrübt, denn das Tageslicht hat die Plankton-Tagesproduktion schon mit den ersten Sonnenstrahlen kräftig angeleiert. Draußen, vor dem Riffwall, auf der Luvseite, da ist das Wasser entschieden klarer, denn hier läuft permanent planktonarmes Frischwasser auf, von der Windtrift getrieben. Da will ich hin. Nach wenigen Minuten ist die Strecke geschafft und ich gleite durch herrlich transparentes Wasser. In bequemer, sicherer Tiefe von zwölf Metern lasse ich über das Inflator-Ventil Luft in meine Weste strömen und schwebe gewichtsneutral dicht über Grund.

Vor mir fällt der Korallengarten des Ring-Riffes sanft in die Tiefe und bietet ein Panorama bunter Aktivität. Lichtfinger tasten über den Riffhang. Sie hasten durch den Korallengarten, treffen auf einen Korallenstock oder auf das farbglikernde Schuppenkleid eines Riff-Fisches, lassen das Gefundene für einen kurzen Augenblick aufblinken, um sogleich sinneverwirrend weiter zu huschen. Licht und Schatten umspielen sich und versetzen das Wasser und den Korallengarten in Schwingung. Das geschäftige Treiben der vielen, prächtig gefärbten Fische rings herum unterstützt noch diesen Eindruck.

Steinkorallen und Weichkorallen konnten sich auf diesem lichtübergossenen Riffhang zu wundersamen, feingliedrigen und pflanzenähnlichen Gebilden auswachsen. In großen Büschen stehen Geweihkorallen beieinander und bilden ein wildes Dickicht. Neben mir liegt eine wuchtige

Hirnkoralle, rund wie ein satt gefüllter, übergroßer Kürbis in einem Feld von salatartig aussehenden Kolonien der *Pachyseris speciosa*. Der Filigranschild einer *Acropora*-Kolonie beschattet einen kleinen Sandfleck. Ein Zackenbarsch steht darunter in Deckung und beobachtet mit wachsamen Augen jede Regung in seinem Revier.

Von meinem leicht erhöhten Standpunkt aus, bietet das Riff ein krachbuntes, verwirrendes Durcheinander. Ruhig und gleichmäßig atmend schwebte ich im Wasser und lasse das Treiben auf mich wirken. Gelegentlich paddle ich einige Flossenschläge gegen die leichte Windtrift an.

Die innere Ruhe animiert zur Erinnerung meiner ersten Tauchgänge auf dem tropischen Riff. Ich muss lächeln. Die Fülle des Lebens in dieser zunächst fremden Welt überschwemmte damals das Auge mit optischen Reizen. Die Sinne wurden geradezu erschlagen davon. Nur wenige bekannte Namen und Begriffe gaben dem Gedächtnis und der Merkfähigkeit einen Anker. Unstet und hungrig nach Spektakulärem schweifte der Blick über das Gelände, heftete sich neugierig an einen großen Fisch, an eine attraktiv bunte Schuppentracht oder folgte unter Erschauern dem Anblick eines großen bekannten Raubfisches.

Einige hundert Tauchgänge später ist der Eindruck strukturierter. Mühselig musste ich die Ordnung in meiner Wahrnehmung mit dem Lernen von Namen, Begriffen, dem Verarbeiten von Eindrücken und Erfahrungen und dem Studium von Bestimmungsbüchern erwerben. Jedoch, diese Mühe ist lohnend, denn die Qualität der Faszination änderte sich. Heute kann ich die meisten Fische des Riffes zumindest ihren Familien zuordnen und kenne einige beim Namen und auch einige ihrer Lebensgewohnheiten. Die Oberflächlichkeit des vordergründig Exotischen wich der Eindrücklichkeit der versteckten, verborgenen oder erstaunlich fremd anmutenden Lebensformen und Lebensweisen, wich der Faszination an komplexen Beziehungen der Wesen untereinander, die nach dem zweiten oder gar dritten Blick verlangen. Und davon gibt es im Überfluss auf dem Riff, mehr als ich in meinem Leben jemals aufspüren und erkennen könnte. So ist jeder Tauchgang auf dem Riff für Überraschungen gut.....

Der letzteren Aktivität dienen die auffälligen Farben der vielen Riffbewohner. Man will gesehen werden, will zeigen, wessen Eigentum dieser Riffabschnitt ist, will seinen Geschlechtspartner finden und seinen Artgenossen über eine abgeänderte Färbung seine eigene Stimmungslage mitteilen. Diese fotogenen, hübschen Zeichnungen und Färbungen sind selbst für tauchende oder schnorchelnde Menschen dermaßen attraktiv, dass man sich schon regelrecht zwingen muss, nach etwas anderem zu suchen. Nein, heute will ich nach anderen Motiven fahnden. Nach dem nicht Offensichtlichen will ich suchen, nach Wesen, die eben nicht gesehen werden wollen. Und ich weiß auch schon, wo ich gute Chancen habe. Leichte Flossenschläge treiben mich gegen die Windtrift voran.

Einige zehn Meter weiter, auf gleicher Höhe, haben sich verschiedene Korallenblöcke zu einem über mannshohen Hügel aufgetürmt. Die Australier nennen ein solches Gebilde "Bommie". In dieser wilden Ansammlung gibt es Durchbrüche, Höhlungen, Grotten, Spalten und Winkel, ideale Versteck- und Ruheplätze zuhauf für die Heimlichtuer und Tarnkünstler des Riffes.

Aus dem Augenwinkel erscheint mein Partner. Von rechts schwebt er zu mir herunter. Seine Kamera in der Linken hat er Zeigefinger und Daumen der freien Hand zu einem O geformt. Ich erwidere das OK-Zeichen und paddle los. Ich nähere mich dieser markanten Formation von der tieferen Seite, denn da liegt eine kleine Sandfläche, auf die ich mich mit den Flossenspitzen aufstellen kann. So beschädige ich keine Korallen und ich gewinne einen festen Bezugspunkt für die Jagd mit der Kamera. Unterwegs kreuzt ein Schwarm Füsiliere unseren Weg. Sie zigeunern ständig in großen Schulen über das Riffareal auf der Suche nach Fressbarem.

Ein Familienverband der rot-orangen Fahnenbarsche umflattert die Gipfelregion, hascht nach vorbeitreibenden Plankton. In einer größeren Grotte wuselt eine kompakter Schwarm Glasfische. In solchen Höhlungen sind sie üblicherweise anzutreffen. Da dürften ihre Jäger auch nicht weit sein. Systematisch peile ich in jede Spalte und schaue unter den Korallen nach. Ein Rotfeuerfisch biegt neugierig um eine Ecke, fächert seine giftigen Flossenstrahlen auf und beobachtet mich

aufmerksam. Mit seinem Auftauchen flüchten die blauen Chromis zwischen die Äste ihres Heimkorallenstockes, unerreichbar für den Feuerfisch. Reglos liegt der Korallenwächter auf einer Geweihkoralle. Gelegentlich rollt er seine Augen in eine andere Blickrichtung und überwacht die Umgebung.

Erstarrt liegen die beiden Eidechsenfische als Paar auf einem grün veralgten Vorsprung. Leicht sind sie mit ihrer grünlich fleckigen Streifenmusterung zu übersehen. Von dem grün überwucherten Untergrund heben sie sich optisch kaum ab. Erst als ich ihnen mit meiner Kamera nach einer Serie von Nahaufnahmen zu dicht auf die Schuppen rücke, werden sie nervös und flitzen ansatzlos von dannen.

Zwei Armlängen weiter rechts drückt sich ein Skorpionsfisch in das Korallengeäst. Auch er verharrt in der typischen Reglosigkeit der Lauerjäger, seiner ausgezeichneten Tarnung vertrauend. Mit einer rückgebildeten Schwimmblase kann man ihn getrost als "Nichtschwimmer" einstufen. Schwimmen mag er nur äußerst ungern und auch nur dann, wenn man ihn dazu nötigt. Bei seiner Jagdmethode spielt das mangelhafte Schwimmvermögen nur eine untergeordnete Rolle und wird nur gebraucht, um alle Jubeljahre einmal den Standort zu wechseln. Sein geräumiges Maul kann er blitzartig aufreißen. Der dadurch entstehende kräftige Sog reißt das ahnungslose Opfer zwischen die Kiefer. Das funktioniert natürlich nur, wenn seine Tarnung hinreichend perfekt ist. Über und über ist sein Körper mit verschiedenen Rot-Tönen sprenkelig gefleckt und die Körperumrisse durch Fransen und Hautanhängsel "verziert". Dermaßen optisch aufgelöst und unauffällig in seine Umgebung eingegliedert, könnte man ihn auf den ersten Blick für alles mögliche, nur nicht für einen Fisch halten. Für unaufmerksame Schnorchler oder Taucher ist dies bisweilen unangenehm, denn auch dieser Fisch gehört zu den gefährlichsten Giftfischen der Tropen. Für ein Portrait rücke ich mit dem Objektiv auf Fingerlänge an den Gesellen heran. Das einzig Regelmäßige seiner Gestalt, sein kreisrundes Auge, soll ins Bildzentrum rücken. Da hebt er seine Rückenflossen an, bereitet seine wirkungsvolle Gift-Waffe zur passiven Verteidigung vor. Schnell fertige ich meine Fotos. Ich will ihm keinen unnötigen Stress machen.

Wesentlich gefährlicher ist sein Artverwandter, der Steinfisch. Von "Beruf" ebenfalls Lauerjäger, ist seine Tarnung absolut perfekt. Algenbewachsener Schleim umgibt ihn. Die Schwanzflosse seitlich eingeklappt, meist von Sedimenten zugestaubt liegt er steinegleich und schwer zu entdecken im Gelände. Die perfekte Angriffs-Tarnung täuscht Fisch und Mensch. Zweifelsohne verfügt er über das wirkungsvollste aller Gifte. Wehe dem Raubfisch, der ihn zu ergreifen versucht. Wehe dem Taucher oder Schwimmer, der unbeabsichtigt auf ihn tritt. Wie beim Skorpionsfisch sind die Strahlen der Rückenflosse zur "Giftspritze umgebaut". Die Flossenstrahlen sind kanülenartig hohl. Hart und spitz durchdringen sie Schuhsohlen aus Gummi oder Kunststoff mit Leichtigkeit. An der Basis liegen Giftblasen unter der Haut. Der Stachel treibt ins Fleisch des Angreifers. Bedingt durch den Pressdruck, wird das Eiweißgift durch die Stacheln injiziert. Grässliche Schmerzen, hässliche, schwer heilende Wunden und gelgentliche Todesfälle sind die Folgen beim Menschen. So hilft nur Aufmerksamkeit, wenn man sich einmal im Riff festhalten oder abstützen muss. Als Schnorchler besteht kein Grund über das Riff zu latschen. Schwimmend geht man dieser Gefahr am besten aus dem Wege.

Luftblasen steigen von der gegenüberliegenden Seite des Bommies auf. Ich paddle um die Ecke und sehe meinen Freund in der Ablichtung von Garnelen vertieft. Das ist eines der schwierigsten Motive bei der Jagd mit der Kamera unter Wasser. Nicht weil sie besonders selten zu finden sind, sondern weil sie sich eines anderen genialen Rezeptes zur Tarnung bedienen. Nicht die Nachahmung irgendwelcher Hintergründe oder von Umgebungs-Strukturen, sondern die glasige Durchsichtigkeit ihrer kleinen Körper macht sie für ihre Fressfeinde so gut wie unsichtbar. Im Dämmerlicht der Höhlungen und Grotten des Riffes sind sie immer aufzuspüren. Die wenigen Farbflecken auf dem Flossenfächer des Schwanzes und die undurchsichtige Darmfüllung sind vor dem Algenbewuchs, auf dem sie gewöhnlich umherstaksen, fast nicht auszumachen. Viele unbrauchbare Fotos zeigen

dies. Nur wenn das Blitzlicht von der Seite einfällt und den Hintergrund nicht ausleuchtet, ist die Gestalt der kleinen Krabber in allen Einzelheiten erkennbar. Ich will meinen Partner bei diesem "Lotteriespiel" nicht stören und umschwimme ihn auf dem Weg um den Bommie.

Konzentriert streicht mein Blick über die Korallenformation, als er durch eine Bewegung im Augenwinkel abgelenkt wird. Sofort stelle ich das Objektiv meiner Kamera auf Distanzschüsse um. Zu selten begegnet man einem Koran-Kaiserfisch auf dem Riff, als dass man diese Chance ungenützt lassen könnte.

Offenbar gehört dieser Bommie zum Revier dieses solitär lebenden Kaisers. Trotz meines Jagdeifers kann ich mich ruhig nähern, kann ihm meine friedlichen Absichten verdeutlichen. Ohne sich um mich zu kümmern, weidet er Algen ab, zupft hie und da an den Korallenstöcken herum und stöbert ohne Eile in den Spalten und Zwischenräumen. Einige Bilder verwende ich auf diesen prächtigen Fisch. Schließlich dreht er geschäftig ab und begibt sich in eine andere Ecke seines Gebietes.

Jörg deutet auf den davonschwimmenden Kaiser und zeigt mir danach sein Finger-O. "Ja, herrlicher Fisch. Alles in Ordnung!", deute ich mit meinem Finger-O zurück. Er nickt und guckt sich einen hübschen Bennets-Falterfisch zum Knipsen aus. Als ich meinen Blick wieder auf den Bommie richte, schlägt mein Herz vor Aufregung schneller. Teufel auch! Heute habe ich wirklich Glück. Schwer zu finden sind diese Tarnkünstler. Erst ein einziges mal war mir dieses Glück bisher vergönnt und auch nur deshalb, weil mir der Standort von einer Tauchlehrerin genau beschrieben wurde. Nicht zu fassen, selbst gefunden, und dann auch noch ein Paar!

Dicht nebeneinander sitzen die beiden Schaukelfische auf ihre Brustflossen aufgestützt, auf dem abgeschabten Korallengrund, als wären sie zum Fotografieren bestellt. Gut, dass der halbe Film noch unverbraucht ist. Sorgfältig wähle ich Belichtung und Blitzposition und rücke zu Nahaufnahmen auf.

Im Englischen werden diese Imitations-Künstler mit "leaf-fish" bezeichnet. "Blatt-Fisch" heißt das auf deutsch. Und so sehen sie auch aus. Ihre flache Körperform ähnelt in den Umrissen dem angewellten Blatt eines exotischen Baumes. Ihren deutschen Namen erhielten sie nach ihrem "Tarn-Verhalten". Zunächst verharren sie reglos, nach probatem Rezept. Doch falls sie Gefahr für Leib und Leben wittern, reagieren sie mit einem Zusatz-Trick: Sie schaukeln, wie ein angetriebenes Blatt in der Dünung. Das tun sie selbst dann, wenn das Wasser keinerlei Anzeichen von Bewegung zeigt. Da ich um ihr Verhalten weiß, habe ich alle Zeit der Welt in einer Serie von Nahaufnahmen, die beste Ansicht und den optimalen Beleuchtungswinkel zu finden. Viele Atemzüge später, als der Film voll ist, zeige ich die beiden Tarn-Spezialisten meinem Partner. Mit dem ausgestreckten Zeigefinger provoziere ich das Imitationsverhalten. Einer der beiden fingerlangen Fischlein beginnt mit sanften Schaukelbewegungen. Das wollte ich schon immer einmal sehen.

Unsere ruhige Schwimmweise und das lange Beobachten der Riffbewohner kühlt uns allmählich aus. Mein nackter Arm zeigt leichte Gänsehaut. Ich deute in Richtung des Bootes. Jörg nickt. Ohne Eile paddeln wir schräg den Riffhang hinauf, lassen uns von der Windtrift sachte schieben.

Gute Beute gemacht, heute.

Das Wrack

(Erzählung aus "Rotmeertagebücher", Ausschnitt)

Wir haben Glück.

Heute ist einer der seltenen Tage, an denen der Wind keine Lust auf Arbeit hat. Es reicht gerade für ein leichtes, ablandiges Wellengekräusel. Nach kurzer Beratung während des Frühstückes beschließen wir, diese seltene Chance zu nutzen. Nach eineinhalbstündiger gemütlicher Fahrt gleitet die MARY ANNE mit tuckernder Maschine vor das Riff. Peter hat die Seekarte ausgebreitet. Wir

stehen auf dem Deck versammelt und gucken in das fleckige Papier.

"Weißt du wo es liegt?", frage ich. Peter streicht mit der Bleistiftspitze etwa einen halben Zentimeter auf der eingezeichneten Riffkante hin und her. "Hier ungefähr." Bei diesem Maßstab sind das etwa 400 m. Bei den heutigen Bedingungen ist es keine unlösbare Aufgabe das Wrack auch ohne elektronische Hilfsmittel zu finden.

"Wie machen wir's?", will ich wissen.

"Na ja ", sagt Peter, "ich fahr einfach mal am Riff entlang und ihr schaut ins Wasser."

Das ist ein Versuch wert, denke ich. "Gut, dann können wir ja schon mal anrödeln", meint Paul-Heinrich. Eine Viertelstunde später liegen die Tauchgeräte und meine Kamera an Deck bereit. Claudia und Reinhard stehen steuerbords auf Posten. Paul-Heinrich und ich übernehmen die Backbordseite und starren ins Wasser. Der Diesel grummelt willig unter Deck und die MARY ANNE schiebt mit Laufschrift-Geschwindigkeit voran. Peter steuert das Schiff noch mit respektvollem Abstand von der Riffkante parallel zum Ufer entlang der Suchstrecke.

Nach einer Länge sind wir um eine Erfahrung reicher. So einfach ist es nun doch nicht. Die Sonne steht hoch und wir auf der Backbordseite starren genau in ihr Spiegelbild. Auf der Steuerbordseite schauen Claudia und Reinhard in das gekräuselte, glitzernde Wasser. Es ist unmöglich für unsere ungeübten Augen die verschiedenen Schattierungen und Zerrbilder in Riffgestalt, Korallenblöcke oder Wrackteile zu unterscheiden. Um sicher zu gehen, fahren wir ein Stück weiter als abgesprochen. Am Wendepunkt beraten wir erneut.

Gefährliche Ergs, die gefürchteten Korallentürme, konnten wir bislang keine ausmachen. Die Riffneigung ist offenbar recht steil. Also beschließt Peter die Suchlinie dichter an das Riff heran zu legen. Dafür fährt er im Standgas und Olivia konzentriert sich zur Sicherheit vom Bugspriet aus auf mögliche Untiefen. Peter führt das Schiff in einer langsamen Schleife an das Riff heran und wir starren angestrengt über die Reling gebeugt ins Wasser. Diesmal stehen Paul-Heinrich und ich mit der Sonne im Rücken. Dennoch ist es schwierig. Durch das Wellengekräusel blickend schätze ich den Grund auf etwa zwanzig bis dreißig Meter Tiefe. Hellere Flächen wechseln mit dunkleren ab. Regelmäßige Formen oder irgend eine Gestalt, die auch nur leise an ein Schiff erinnern kann ich nicht ausmachen. Die helleren Gebiete sind zweifelsohne sandige Flächen. Über den Zustand und das Alter des Schiffes haben wir keinerlei Informationen. Die dunklen Flächen könnten sowohl überwachsene Wrackteile, als auch gewöhnliche Korallenfelder oder einzelne größere Blöcke sein. Bei diesen Sichverhältnissen ist das einfach nicht zu entscheiden.

Am Ausgangspunkt der Suchschleife rückt Peter den Leerlauf ein und lässt die MARY ANNE ausgleiten. "Nichts zu sehen?" Peter kommt aus dem Ruderhaus. "Nichts!", bestätigen Claudia und Reinhard und auch ich schüttele den Kopf. Ein wenig ratlos stehen wir beim Ruderhaus beisammen. Irgendwer murmelt etwas von einem Glasbodenboot oder von Schnorcheln. Diese Stichworte wecken in meinem Gedächtnis die richtigen Verbindungen. Aber klar! Wir machen es so, wie seinerzeit auf den Malediven. "Peter, hast du eine freie Leine, etwa 30 Meter lang und fingerdick?", will ich wissen. "Ja, das müsste schon da sein" "Gut", erkläre ich. "Wir machen folgendes: Ich hänge mich mit ABC-Ausrüstung an die Leine und lasse mich über das Riff schleppen. Dabei kann ich nach unten schauen und suchen. Die Leine können wir an einer Klampe auf dem Achterdeck festmachen. Falls ich etwas entdecke, lasse ich sofort los und bleibe über der Stelle. Paul-Heinrich beobachtet mich, zieht sofort die Leine ein und ruft dir zu, wann du stoppen sollst".

"Und wenn Strömung ist?"

"Ich gebe euch ein Zeichen: Keine Strömung - großes O.K. mit beiden Armen. Falls es strömt - kleines O.K.-Zeichen mit einem Arm und ich zeige danach in die Richtung in die das Wasser driftet. Ihr zieht euch die Flaschen über, während Peter das Schiff beidreht. Solange halte ich die Stelle. Wenn ihr da seid, kann mir Paul-Heinrich meine Ausrüstung ins Wasser werfen und die Kamera geben. Danach springt ihr in den Bach. Wenn ich mein Gerät aufgeschnallt habe tauchen wir sofort ab."

"Und wie kommen wir wieder an Deck?", will Claudia wissen.

"Zum Ankern ist das hier natürlich schlecht", sage ich. "Peter, kannst du das Schiff weiter draußen

vor dem Riff treiben lassen und uns wieder abholen?"

"Das geht schon. Es is` ja ruhig hier bei dem bisserl Wind", sagt Peter.

"Also, dann tauchen wir genau eine Stunde. Beim Auftauchen schwimmen wir zusammen hinaus ins Freiwasser, weg vom Riff. Dann hat Peter genügend Raum für das Abholmanöver, falls der Wind überraschend dreht und wir können ganz normal einsteigen. Alles klar?"

Alles klar! Während Peter eine passende Leine holt und um eine Klampe schlingt, lege ich die ABC-Ausrüstung und meinen ALADIN an. Das aufgedrehte Atemgerät mit dem aufgeblasenen Jackett stelle ich auf das Achterdeck, daneben die Kamera. Dann lege ich eine feste Schlaufe mit einem Palstek auf das freie Ende der Schleppleine, damit ich mich mit der Armbeuge einhängen kann.

"Fahr bitte so langsam wie du kannst. Am besten im Standgas, sonst bekomme ich Arme wie ein Gibbon". Peter nickt grinsend und stellt sich wieder ans Steuer. Alle stehen bereit, Paul-Heinrich an der Schleppleine mit den Geräten neben sich, Claudia und Reinhard hinter ihm mit dem Gerät anschnallbereit auf dem Kabinendach. Olivia hat wieder ihren Posten auf dem Bugspriet bezogen.

"O.K. Paule! Halte die Leine straff, damit sie nicht in die Schraube kommt!", sage ich und springe mit dem freien Ende ins Wasser. Sofort schwimme ich gute zehn Meter achteraus, weg von der Schraube, lege die Schlinge in meine recht Armbeuge und rufe: "Los!" Peter schiebt den Vorwärtsgang ein. Die MARY ANNE setzt sich in Bewegung. Paul-Heinrich lässt die Leine durch die Hand gleiten, bis sie von selbst straff anspannt. Ich lege mich in Bauchschwimmlage. Ein kurzer Ruck im Arm und die Schleppfahrt beginnt.

Das Schiff zuckelt im Schrittempo. Der Zug ist gut auszuhalten. Das Wasser drückt meine Maske ins Gesicht, gurgelt um Kopf und Genick und strömt wirbelnd meinen Körper entlang. Problemlos kann ich durch den Schnorchel atmen und ungestört nach unten blicken. Zunächst sehe ich nur leeren Sandgrund. Er ist mit einigen wenigen Korallenhorsten bestanden. An den unscharfen, verwaschenen Umrissen kann ich erkennen, dass das Wasser doch nicht so klar ist, wie bei der Ansicht von Deck aus vermutet. Ich schätze die Tiefe auf gute dreißig Meter. Der Riffhang liegt linker Hand und ist vorerst nur als dunkle Masse auszumachen. Peter korrigiert den Kurs nach backbord. Bald schärfen sich die Konturen und ich kann Einzelheiten der Riffstruktur erkennen. Wenige Atemzüge später steuert Peter die MARY ANNE parallel zum Riff. Unter mir, in etwa 10 - 12 Metern Tiefe zieht sich die Riffkante dahin. Über ihr entlangleitend kann ich sowohl das sanft nach links ansteigende Riffdach, als auch den nach rechts abfallenden Riffhang gut überblicken. Obwohl ich von hier oben die Feinstruktur der einzelnen Korallenstöcke nicht ausmachen kann, finde ich das Riff in sehr gutem gesundem Zustand, denn der Fischbestand ist reichlich in Varietät und Anzahl.

Ich gleite über Wolken von roten Fahnenbarschen, die sich ruckartig in ihren Korallenstock zurückziehen. Ein Schwarm blauer Füsiliere wandert über die Kante den Riffhang hinunter, aufmerksam von einem kräftigen Sattelfleck-Zackenbarsch beäugt. Größere Fische, wie Schnapper oder Süßlippen sind von hier oben ohne Weiteres zu erkennen. Die vielen kleineren Arten nehme ich nur als indifferentes Gewusel wahr, denn meine Aufmerksamkeit gilt den Anomalien der Rifftopografie. Doch bislang fällt mir nichts ungewöhnliches auf. Hie und da unterbricht eine kleinere sandbelegte Terrasse oder ein einzelner Block den mehr oder weniger gleichförmig geneigten Riffhang. Ich richte meinen Blick weiter nach vorne. Das Riff quillt aus einer gleichförmig diffus-blauen Masse. Da der obere Teil des Wassers von Sonnenlicht durchflutet wird, zeigt der indifferente Wasserkörper einen deutlichen Helligkeitsabfall nach unten. Ich warte auf Veränderungen.

Es muss eine Veränderung kommen.

Rotes Meer

(Impression aus "Rotmeertagebücher")

Das Geschirr fällt aus dem Schrank. Der Krawall ist bis hier oben zu hören. Scheppernd und klirrend rutscht und kollert es aus der Kombüse und poltert gegen die Backbordwand des Salons. Nicht schlimm! Alles nur Plastik und Metall. Auf keinen Fall werde ich mich in die Kabine hinunterwagen. Dort werde ich nur seekrank. Die Ausrüstung liegt ja sicher verstaut. Meine rechte Hand krampft sich um eine der Stahlwanten des Besanmastes. Mit bis zu sieben Beaufort schrallt der Wind von Norden her und wirft das tintenblaue Wasser zu kurzen steilen Wogen auf. Das Rauschen der Schaumkronen mischt sich unter das Brausen des Windes, begleitet vom Singen und Knattern der Takelage. Fock- und Großsegel stehen raumschots. Prall gebläht ziehen sie die MARY ANNE auf SW-Kurs über die Straße von Gubal. Peter hält Kurs auf die Südspitze der Insel Shadwan.

Stahlblauer Himmel - Sonnenbrandwetter! In der Mitte der Schifffahrtstraße geht die See am höchsten. Der Segeldruck und die Flanken der Wogen lassen die MARY ANNE nach Backbord krängen. Bedrohlich hohe Roller greifen mit Macht unter das Heck, stemmen das Schiff schwingvoll in die Höhe und schieben es ein Stück vor sich her. Jedesmal krängt die MARY ANNE noch mehr auf die Leeseite und versucht mit gesenktem Bug den steilen Wasserberg hinabrutschend, mit der dahineilenden Woge Schritt zu halten. Die Woge aber ist schneller. Dumpf brausend überschlägt sich der Wogenkamm. Die schäumende Krone wühlt sich halb unter den Rumpf, halb rempelt sie an der Bordwand entlang, schlägt krachend an die windzugewandte Bugseite und kippt das Schiff beiläufig noch ein Stück mehr in die Seitenlage. Dann prasselt Spritzwasser in großem Schwall quer über das Vorschiff. Gischt und Spritzer regnen bis herauf zu mir. Die tiefer liegende Leeseite taucht in den Wogenkamm ein und schaufelt eine gehörige Portion Wasser auf das Vordeck. Für einen kurzen Augenblick liegt die Ketsch dann waagrecht auf dem Wogenkamm. Das aufgenommene Wasser spült rauschend über das Deck und gurgelt schluchzend durch die Speigatts wieder zurück ins Meer. Schließlich kippt die MARY ANNE endgültig hintüber die Woge und das Heck senkt sich in das nächste Wellental. Der Bug deutet in den Himmel. Und schon rollt die nächste Woge an, damit das raue Spiel von neuem beginne. Wacker läuft das Schiff im Kurs, weiß schäumt seine Bugwelle. Die zweimastige Ketsch macht gute Fahrt.

Ganz oben auf dem Ruderhausdach, die Kniekehlen am Dachrand eingehakt, sitze ich auf dem höchsten Platz des Schiffes. Da sitze ich sicher. Vorhin war ich unachtsam und ging barfuß übers nasse, geneigte Deck. Das Schiff erhielt einen rüden Stoß und sackte dann jäh in ein Wellental ab. Ein unbewusster Reflex ließ mich flink mit der rechten Hand nach der Want des Großmastes grapschen. Die heftige Bewegung des Schiffes schlenkerte mich in die Höhe. Meine rutschigen, nackten Füße fanden keinen Halt mehr auf dem glitschigen Boden. Mit lautem Platscher landete ich bäuchlings und mit ganzer Länge auf dem Deck des Salons. Meine fehlende Voraussicht wurde mit einem Sortiment blauer Flecken bezahlt. Der Wind verstrubbelt meine Haare und lässt das T-shirt um meinen Oberkörper flattern. Ständig die Rollbewegungen des Schiffes mit dem Oberkörper auspendelnd, halte ich Ausschau nach den Frachtern steuerbord querab. "Dicke Pötte" sind das. Zwei Containerfrachter, die den Suezkanal verlassen haben und jetzt in voller Fahrt die "Straße von Gubal" südwärts hinunter dampfen.

Heute morgen verließen wir unseren Liegeplatz an der Südspitze des Sinai. Ras Muhammed und die Berge des südlichen Sinaimassivs liegen hinter uns, verloren im Dunst. Zwanzig Minuten später ist das Fahrwasser der großen Schiffe überquert und Shadwans zerfurchte Berglandschaft schon recht gut zu erkennen. Das Wasser wird kabbelig. Je näher wir uns der Steilküste der Wüsteninsel nähern, desto größer wird die zurück schwappende Brandung. Die Wogen kreuzen sich und werfen sich zu kurzer, steiler Dünung auf. Die See geht nicht mehr so hoch, wie noch vor einer Stunde. Dafür wird sie bockiger und rauer. Ruckelnd und schüttelnd reitet die MARY ANNE die Kreuzseen ab. Unter Land wird auch der Wind wärmer. Die Luft streicht über die kahlen Berge und erhitzt sich am nackten, von der Sonne aufgebackenen Gestein. Mit dem Passieren des Südkaps von Shadwan richtet sich das Schiff auch wieder auf und gleitet in ruhiges Wasser. Im Windschatten der Insel

heißt es: "Segel reffen!" Leises Brummen dringt aus dem Schiffsbauch. Peter hat bereits den Diesel gestartet. Paul und ich bergen das Focksegel und stauen das Tuch in den bereitliegenden Segelsack. Unterdessen holen Claudia und Jürgen das Großsegel ein und schlagen es um den Großbaum. Olivia gibt uns wenige Anweisungen. Unter ihrer Anleitung haben wir "tauchenden Leichtmatrosen" in den letzten Tagen einige der Segelroutinen gelernt. Die Arbeit läuft recht zügig ab. Zudem hat Peter bei dieser Aktion auf Deck das Schiff in den Wind gedreht um den Druck aus der Takelage zu nehmen. Nun motort die MARY ANNE die Ostküste hinauf zu unserem nächsten Tauchplatz. Man kann sich auch wieder frei auf Deck bewegen ohne sich dauernd irgendwo festhalten zu müssen.

Schön war der Törn. Nur zweieinhalb Stunden haben wir für die Überfahrt gebraucht. Die Lust auf ein Bier lockt mich unter Deck. Olivia räumt in der Kombüse auf. Gribas, die Hundedame, wedelt wieder mit dem Schwanz. Sie war von der herrlichen Überfahrt als einzige nicht begeistert. Meist lag sie vor dem Ruderhausniedergang, zitternd, den Kopf und die Vorderpfoten auf die unterste Stufe gelegt. In der Kabine ist alles klar. Die Fotoausrüstung liegt noch an ihrem Platz. Einzig im Durchgang, hinter dem Ruderstand liegen einige lose Dinge auf dem Boden. Schnell sind sie wieder versorgt.

Hunger und Durst! Die Wüstenluft ist trocken, das Bier ist kühl. Ich teile eine Flasche mit Peter. Das Stück Hartkäse zum Bier schmeckt fein. Segeln ist schön. Das Schiff läuft ruhig. Ich sitze allein im Salon. Die Bank ist breit und bequem. Angenehm weich sind die Polster. Ich strecke mich aus und lege meine Kopf auf die umgekippte Rückenlehne.

Bald sind wir da.

In der Wüste

(Erzählung, Ausschnitt aus „Rotmerrtagebücher“)

Seit zwei Stunden fahren wir auf dieser Straße. Die Sonne brennt auf das Blechdach unseres gelben Autobusses. Nur wenige klein zerfledderte Wolken hängen am blau angehauchten Himmel. Es ist heiß im Fahrerhaus. Ich trage meine Sonnenbrille auf der Nase und schaue hinaus in die Landschaft. Das Licht ist unerträglich grell. Trotz der starken Tönung der Gläser sorgt das harte Licht für tiefe Falten um meine Augen. Wir fahren durch ein weites Tal. Die Straße liegt da wie eine große schwarze Schlange. Das Land neben der Straße ist ausgebrannt. Hier gibt es keine Erde mehr. Überall liegen nur Steine und große Felsbrocken auf dem Grund. Dazwischen lagert manchmal feiner Sand. Der Wind hat ihn hergetragen. Das Gestein zeigt eine erstaunliche Auswahl an verschiedenen Farben. Rote und braune Töne sind natürlich vorherrschend. Es glüht in den Farben von Ziegeln. Hie und da liegt ein tiefschwarzer Brocken. Nur wenige Steine sind weiß oder rosa. Der Sand leuchtet gelb und ocker.

Die Fensterscheibe ist heruntergekurbelt. Der Fahrtwind saust herein und wirbelt um unsere Köpfe. Der Wind ist warm und trocken, aber er kühlt uns ein wenig. Wir schwitzen nicht, aber dafür ist der Krach sehr laut. Der Bus ist eine alte Karre sowjetischer Herkunft. Der Dieselmotor poltert mit Riesenlärm und pustet fetten schwarzen Qualm aus dem Auspuff. Die Reifen haben kein Profil mehr. Glatt und abgefahren sind sie, bis auf die Textilkarkasse. Innen haftet überall feiner Sand und Staub. Alles ist staubig im Bus, die Sitze, unsere Taschen und unsere Ausrüstung. Staub und Straßenschmutz verklebte mit Morgentau zu einem Dreckfilm auf allen Fensterscheiben. Der ganze Bus rüttelt und schüttelt, alles klappert und wackelt. Es gibt einige wenige Sitze auf denen man noch ordentlich sitzen kann. Viele der kunststoffüberzogenen Polster sind durch die Hitze zermürbt und aufgerissen. Die Lehnen sind locker oder nur einseitig angeschraubt, weil die Schrauben durch das ewige Gerüttel locker wurden und verloren gingen. Viele der Federn in den Sitzen sind gebrochen, so dass man in einer tiefen Kuhle sitzt, was jedoch beim Gerüttel auf den Schotterpisten durchaus von Vorteil sein kann. Man rutscht nicht so leicht vom Sitz. Der Bus ist ein Haufen Schrott, aber er fährt. Harry sitzt am Steuer und bringt es fertig, den Kurs gerade auf der Straße zu halten. Sogar dieses massive, mit der üblichen russischen Vergrößerung konstruierte Lenkgestänge

wurde unter den derben Schlägen und harten Stößen der Schotterpisten mit der Zeit erbärmlich ausgeleiert. Harry muss das Steuer etwa eine sechstel Umdrehung bewegen, damit der Lenkeinschlag die gewünschte Wirkung zeigt.

Vor uns liegen die höchsten Berge. Die Straße führt hinauf auf etwa 1200 Meter über dem Meer. Es sind noch gute 80 km bis zur Oase Dahab. »He Harry! Wie lange fahren wir noch, bis wir oben auf dem Pass sind?«. Weil der Fahrtwind und der Motorenlärm meine Worte beinahe bis zur Unkenntlichkeit überlagern, muss ich schreien. »Vielleicht noch ä halbe Shtund!«, schreit Harry zurück. Eine Unterhaltung ist zu mühsam. So schaue ich wieder zum Fenster hinaus und sehe einen einzigen Baum auf der rechten Seite. Daneben steht ein Dromedar.....

Allein

Friedvoll liegt das Meer über dem Riff.
Ruhig und gleichmäßig geht mein Atem.
Ich horche ins Meer.
Leise wispert das tiefe Blau
und spricht mich an.
Stetig pocht mein Herz
und misst die Zeit.

Straff zeigt die Leine zum Grund,
den Gewichten folgend.
Leicht liegen die Finger
um den dünnen Strang,
den Nylon-Nerv zur Oberwelt,
und fühlen des Schiffes Wiegen
in sanften Wellen.

Ich überlasse mich dem Meer,
lasse mich von ihm tragen,
in seinem weichen Körper,
Es hält mich in halber Tiefe,
schwerelos und sicher.
Oben die Sonne, Wärme, Freunde
Es lockt mich nicht.
Mir ist nicht kalt.

Das Gefühl sagt mir zu warten,
unbestimmt ist es und doch vertraut
weckt es die Erwartung
auf das Ungewisse.
Eine Weile will ich noch bleiben,
das Meer für mich alleine haben,
schauen und geduldig sein,
will warten
auf was noch kommen mag.

Die Färbung der Fische

(Sachtext, Ausschnitt aus „Rotmeertagebücher“)

Zweifelsohne sind die attraktiven Farben der Falterfische und anderer farbenprächtiger Riff-Fische ein wahrer »Blickfang«, auf welche die Taucher und Schnorchler unmittelbar mit reflexartiger Aufmerksamkeit reagieren. Die Kombination aus Bewegung und plakativer Farbe reizt die uralten, in unserem Stammhirn vererbten Wahrnehmungs-Reflexe. Daher fällt es selbst dem erfahrenen Taucher schwer diese Fischfamilien zu übersehen, um nach etwas anderem zu fahnden. Die üppige Vielfalt ihrer kräftigen Farben wird noch verstärkt durch auffällige Muster. Das war Anlass genug für die Frage nach dem evolutionären Sinn dieses schmucken Designs. Generell dienen die artspzifischen plakativen Farbmuster dem Austausch von innerartlichen Signalen. Man will sich nicht tarnen, sondern ausdrücklich gesehen werden.

Arterkennung, Geschlechterkennung

Über die arttypischen Farbmuster können die einzelnen Fische die Vertreter der eigenen Art und auch ein bestimmtes Individuum, beispielsweise den Geschlechts-Partner oder den Nachbarn eindeutig erkennen, denn jeder einzelne Fisch trägt eine individuelle, eindeutig unterscheidbare Variante des Musters, so eindeutig wie ein Fingerabdruck. Über Fotovergleiche lässt sich das leicht feststellen. Das spielt im Sozialverhalten von revierbesitzenden Fischarten mit einem hervorragenden Farbwahrnehmungsvermögen eine große Rolle. Vielfach sind die Riffische geschlechtsspezifisch gefärbt, was die Suche nach einem Brut-Partner erleichtert. Die Alpha-Tiere eines Familienverbandes und auch die Familienzugehörigkeit der rangniedrigen Individuen werden immer erkannt.

Ausdruck von Stimmungen

Die Mehrheit der bunten Gesellen kann die Färbung über nervöse Steuerung rasch ändern. Mit diesem Kommunikationsmittel können nun besondere Stimmungslagen ausgedrückt werden. Das Senden von Balzreizen ist wohl eines der wichtigsten Signale, denn die Befruchtung der Eier muss zeitlich exakt abgestimmt werden um eine größtmögliche Befruchtungsrates zu erzielen.

Viel öfter jedoch werden Imponier- und Drohfärbungen zur Sicherung der Reviergrenzen eingesetzt. Dazu muss man folgendes bedenken: Nahezu alle Riffische sind standorttreue Nahrungsspezialisten. Anders wäre der dichte Fischbesatz auf einem Riff gar nicht möglich. Ein Falter- oder Kaiserfisch, der sich vorzugsweise von Algen ernährt, kann in seinem fest abgesteckten Revier einen Korallen fressenden Falterfisch dulden. Einen Vertreter seiner eigenen Art jedoch nicht, denn in diesem Falle müsste er seine Nahrungsgrundlage teilen. Das ist für sein Auskommen unmöglich. Damit ein Jungfisch in seiner Jugendzeit im geschützten Revier eines erwachsenen Alttieres stressfrei aufwachsen kann, und als »Mitesser« geduldet wird, hat die Evolution ein Patent entwickelt. Viele der jungen Falter und besonders die jungen Kaiserfische tragen eine Jugendfärbung, die sich gänzlich von der eines Adulten unterscheidet. Der Altfisch reagiert nur auf das Farbkleid eines erwachsenen, geschlechtsreifen Artgenossen aggressiv. Erst mit der Geschlechtsreife wechselt die Färbung allmählich zum arttypischen Muster. Und dann erst wird es Zeit, dass sich ein Jungfisch ein eigenes Revier erobert.

Die Falterfische markieren ihr Revier durch ihre Präsenz an den Grenzen. Man zeigt sozusagen "Flagge". Der artgleiche Eindringling wird an seiner Tracht erkannt. Kommt es zu Grenzstreitigkeiten, so würde ein Kampf.....